# Ein eiskalter Tropf.

Von Fritz Dressel (München).

Es ist lange her. Zu jener Zeit wars, als die laute Menge noch nicht so in die Berge drängte. Damals gehörte die Hochjagd zwischen den wildzerklüfteten, kahlen, wettergrauen Felsschroffen der Hörnergruppe dem Herzog von Breda. Nicht nur zur Jagdzeit kam der Herzog in das kleine Forsthaus, das wirklich aus der Talenge herausgrüßte — er war beinahe das ganze Jahr über in seinen geliebten Bergen und fast noch mehr ein verständiger Heger, denn ein passionierter Jäger.

Aus diesem Grunde war er auch scharf hinter den Tirolern her, von denen man sagte, daß sie in seinem Bezirk wildern gingen und hatte ohne jede Assistenz schon gar manchem eins auf den Pelz gebrannt, Schuldigen und Unschuldigen. Einer aber, dem man Wildfrevel zuschrieb, ohne es ihm nachweisen zu können, kam ihm immer wieder aus: das war der Berghofer Wastl.

Der trieb sich Tage und Nächte zwischen den Steinwällen herum, sollte terrain- und wechselkundig sein wie wenige, kraxeln und schießen können wie keiner. Der Herzog hatte ihn nie zu Gesicht bekommen, kannte trotzdem genau seinen Steckbrief und fiederte ordentlich danach, ihn einmal in flagranti zu erwischen. Seit der Juni mit warmen Tagen und hellen, linden Nächten in die Berge eingezogen war, wurden im Revier wieder verdächtige Spuren bemerkt. Lange bevor die Sonne über das breite Joch blinzelte, stieg der Herzog mit seinem Jäger ins Gewände ein. Geredet wurde nichts.

Lautlos durchqueren sie die Hochregion. Ab und zu suchen sie mit dem Fernglas die Hänge ab und erkennen völlig vertraut äsende Gemsen, die behaglich ziehen. Also kein Wilderer in der Nähe. . . Plötzlich aber gibt der Herzog dem Förster ein Zeichen. Es steinelt. .. Seitlich der Prallwand kommt eine Gemse, ein starkes Stück, tief herab und scheint den Wechsel hinauf nicht mehr zu finden. Sie sichert umher — der Gamsgrind taucht hinter der Wand unter, erscheint wieder. Mit einem Male wird sie rogelig. . . Aha! Gefahr im Verzug .. Schon pfeift das Leittier warnend. Der Herzog ist schrecklich aufgeregt. . .

Obgleich der Jäger weiß, daß sogleich das ganz Rudel hochmachen wird und er den Missetäter nicht mehr erwischt, tut er seinem Jagdherrn doch der Gefallen und packt die Felsnase schön stad an. Die Hoheit bleibt allein, lugt weiter aus und gewahrt auf schwindelnder Höhe eine Gestalt mit der Büchse. Die schweren Schuhe des Verwegenen hindern ihn nicht, über das teilweise nachrutschende Geröll geradezu zu schweben. . . Jetzt taucht der Kerl in eine Runse, verliert sich im Latschengestrüpp, wird wieder sichtbar, scheint einen Moment die Richtung mit sich zu beraten, stiert eine Weile in die Runde und der Herzog muß zitternd zuschauen, wie ihm der Wilderer, der hier in seinen Gründen pirscht, immer unerreichbarer wird.. . .

Falkenscharf beobachtet er weiter durch den Naturschirm der Latschen, ob der Kerl nicht etwa die Böschung herauftommt, wenn er den Förster da drüben wittert. Weiß Gott! Da kraxelt er empor. . . Oben am Felsenbande äsen Gemsen mit spielenden Kitzen. Frech und durchaus jagdberechtigt nähert er sich. Gierig funkeln seine Augen beim Anblick des Wildes. Der Herzog bebt vor Wut und Rachgier. Er weiß, wen er vor sich hat: den Berghofer Wastl. Wie der Lump den Lauf richtet und anbacken will, schreit er: „Halt. .. !"

Sofort steht der andere still — — dreht dem Herzog den Rücken. Es hilft dem hohen Herrn nichts, daß er ihn mit den beleidigendsten Worten traktiert. Der Loder steht wie ein Baum.

Was ist da zu machen? In den Rücken schießen darf er ihn nicht. Vortreten und sich in ein Handgemenge einlassen — dazu ist ihm sein Leben zu lieb. Er wartet verblüfft und überlegt. Aber er wartet zu lange. Schon hat der Terraintundige Rettung erspäht. Ein Todessprung auf die Felsplatte, ein kurzes Drehen auf dem Gestein und — er ist um die Gratecke verschwunden. Gleich darauf tuschts! Sein letzter Gruß. .

Der Herzog schickt dem Ueberkühnen einen kräftigen Kernfluch und einen furchtbaren Racheschwur nach. Das ist alles, was er noch kann. . .

Tage vergehen. Unermüdlich sucht der Herzog mit seinem Förster das Revier ab. Manchmal gehts über weichen Almboden und liebliche Schluchten — meistens aber durch graufige Hochwaldwildnis, über steile Firnen. An berüchtigter Stelle liegt er wieder auf der Lauer und wieder will es der Zufall, daß der begleitende Jäger von ihm entfernt ist, — zwar nur auf Hörweite, aber doch eben entfernt.

Schon sinkt die Sonne und umfängt mit ihren letzten violetten Strahlen die Zacken und Halden. Da — ein Schuß aus nächster Nähe. . . Geduckt kriecht Seine Hoheit aus den Latschen hervor und lugt um die Felsnase. .. Dort kniet der Kerl, hat die Hemdärmel aufgestülpt und ist mit dem Aufbrechen eines kapitalen Zehnenders sorglos beschäftigt, als sei er der Jagdherr. .. Mutig und majestätisch tritt der Herzog aus dem Gestrüpp. Das Gewehr schußfertig an die Hüfte haltend, ruft er mit Donnerstimme:

„Halt Wilddieb! Nicht gerührt. . .! Du bist mein Arrestant!"

Ohne sich im geringsten stören zu lassen, hebt der Angerufene den Kopf mit dem — natürlich falschen — mächtigen Vollbarte nur ganz leicht in die Höhe.

„Pressierts?" fragt er keck. „Wär' doch sündschad, wenn i mei Arbeit net fertig machen kunnt'. . ." Und geschäftig neigt er sich nieder zu der königlichen Beute.

„Hund verdammter," schreit der Herzog außer sich. „Stehst net gleich auf? Ruhig vor mir hergehen tust, sonst bist des Todes. . .Sollst g'sagt haben, wir Jäger könnten nicht schießen. Ich steht' dafür, daß ich dich nicht fehle. . ."

Der Wilddieb richtet sich auf den Knien empor und deutet boshaft lächelnd mit dem Daumen über seine Schulter zur Sandreiße hinauf. Seelenruhig sagt er:

„Gift di net. . . Ich wills schon glauben, daß du gut schießen kannst. Aber die da droben könnens noch besser. . ."

Der Herzog wird blaß, wie er da oben zwei Schützen im Anschlag liegen sieht, — die Mündung ihrer Büchsen auf ihn gerichtet. . .

Der Wilddieb lacht behaglich: „Hast g'meint, der Berghofer Wastl is so dumm? Jetzt bist stad. Jetzt is die Reih' an mir, du!" Und mit unheimlich flackernden Augen fährt er fort: „Hahn in Ruh' und net g'rührt . . .: Jetzt bist du mein Arrestant . . . du gehst pfeilgrad, als wär nix passiert und wenn dein Jager, der grad auffihatscht, zu dir stößt, dann tust dein Hut runter und grüßt mi, als ob i ein Spezi von dir wär'. Hast mich verstanden. . .? Anders is's um dich g'fehlt. . ."

Der Jagdherr starrte den eiskalten Tropf wie gebannt an. So viel Unverfrorenheit und Kaltblütigkeit ist ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen. . . Er sah ein, da gab es keinen andern Ausweg, also tat er knirschend, wie ihm befohlen war. Zum Glück fand der Förster nicht herauf, sondern verfolgte eine andere Spur. Da brauchte er doch nicht Zeuge seiner Blamage zu sein. . "

"Einen Vorteil aber hatte die Begegnung mit dem „ausg'schamten" Wilderer doch. Der Lump mied von nun an des Herzogs Jagdrevier und wechselte mit seinen frechen Lüsten und liederlichen Kumpanen über die Grenze, dort sein Unwesen zu treiben. Nur noch ein einziges Mal hat ihn der hohe Herr angetroffen — am Jahrmarktstag wars, in Schlernbach.

Am Ausgange der Felsschlucht, wo die Heerstraßen zusammenlaufen, hatte man Buden und Zelte aufgeschlagen, in denen man alles fand, was man in Haus und Wirtschaft braucht. Da die Bauern alle Neuanschaffungen bis auf diesen Tag aufgespart hatten, kauften sie nun wacker ein: bäuerliche Geräte, Werkzeug, Kleiderschmuck, Feilschend und markiend gingen die Weiber umher, prüfend und wählend die Männer. Drüben fuhren die Kinder Karussel, unter der Linde stellten sich die Paare zum Tanze auf.

Nachdem der Herzog einige Zeit interessiert beim „Hosenlupfen" zugeschaut hatte, wobei die Burschen die sehnige Kraft ihrer Arme erprobten, suchte er den Schießstand auf. Da beobachtete er einen Schützen, der die plump gemalte, zur Zielscheibe dienende Gemse immer aufs Blatt traf. Der Herzog nahm ihn schärfer aufs Korn und obgleich gut gekleidet, wohlgepflegt und bartlos erkannte sein scharfes Jägerauge den Berghofer Wastl dennoch. Der schien den Blick zu fühlen und drehte sich jäh um. Aug in Aug stand er zum ersten Male seit jenem Abend dem Jagdherrn gegenüber, den er so unverschämt um seine besten Stücke gebracht hatte, ruhig hielt er den drohenden Blick aus. Dem Herzog stieg die Zornröte ins Gesicht.

„Warum grüßt du mich nicht, Bursche?" rief er ihn an.

„I kenn' Euch ja net", antwortete der Wastl lakonisch.

„So? Du kennst mich nicht? Dann will ich dir sagen, wer ich bin . . .", brauste der hohe Herr auf. Im letzten Moment sah er aber doch von der Erneuerung einer Bekanntschaft ab, die ihm einmal eine solch schmähliche Niederlage bereitet hatte und sagte etwas anderes, als er anfangs gewollt:

„Ich bin der Herzog von Breda. . ."

„Soso," nickte der Wastl gleichgültig, „dann schaun S nur, daß Sie die schöne Stellung net verlieren. . ."

Sprachs und verlor sich, seine Pfeife schmauchend, ohne Gruß gemächlich im Gedränge.

# Der „Neue".

Kriegsskizze von Willy Hacker.

„Na, der wird keinem etwas tun!" knurrte der alte Landsturm-Mann Schwertner geringschätzig, der an der Schießscharte stand und sich eben sein Pfeifchen stopfte, als der neue Unteroffizier, der heute erst aus der Heimat angekommen war, das „Allerheiligste", unseren Gruppenabschnitt im Schützengraben betrat. Nun kann zwar freilich nicht jeder Feldgraue so martialisch aussehen wie Schwertner, der zähe wie Schuhleder die Champagneschlacht überdauert hatte, auf der Lorettohöhe verschüttet gewesen war, und dessen Stammrolle zur Aufnahme der mitgemachten Gefechte bald nicht mehr ausreichte. Der Neuling aber sah denn doch ein wenig zu zart aus, das mußte jeder zugeben. Von tadelloser Weiße die Haut des Gesichts, ein kaum wahrnehmbarer Hauch von Rot darauf. Er ging etwas vornübergebeugt und trug eine Brille. Da am Tage vorher unser Gruppenführer auf Patrouille verwundet und abtransportiert worden war, sollte er unseren neuen Gruppenführer darstellen.

Die ersten zwei Tage war er ziemlich still, bald aber ging er aus sich heraus. „Aha, er beginnt sich zu orientieren!" Schwertners Herz eroberte er sich im Sturme, als er ihm eine Schachtel Zigaretten verehrte und ihn um die Erlaubnis bat, ihn „Kamerad" nennen zu dürfen. Am gleichen Abende schlug er das allgemeine „Du" innerhalb der Gruppe vor. Also, er schien ganz „dufte" zu werden. Bald rannte er im ganzen Graben herum, und es war gerade, als hätte er sich die Aufgabe gestellt, mit sämtlichen Abwehrmaßnahmen usw. innerhalb acht Tage vertraut zu werden. Zuerst hielten ihn die Mannschaften für einen „Stänker", die unbeliebteste Sorte Menschen, die es in der Armee gibt. Bald aber erschloß sich seinem Eifer manch rauhes Herz, und es dauerte nicht lange, da wurde unser Egon (schon der Name ist zart, nicht?) unglaublich klug.

Stundenweise hatte er den Arbeitern im Minenstollen die Hacke aus der Hand genommen und mitgearbeitet, von den Blasen, die er auf seine zarten Patschen bekam, aber niemandem etwas gesagt. Dann übte er wieder mal am Zielfernrohr, entwarf eine Skizze des eigenen wie des feindlichen Grabensystems und schien überhaupt etwas anderes als Dienst gar nicht zu kennen.

Eins nur ärgerte ihn: Daß es in unserer Stellung so ruhig zuging. Wenn wir in unserem Unterstande saßen und frühere Erlebnisse austauschten, vom Vormarsche in Belgien, dem Maasübergang, den Kämpfen auf der Lorettohöhe erzählten, da sah er uns mit Blicken an, aus denen unverkennbar Neid sprach, daß wir so vieles erleben durften.

„Was gibt es denn eigentlich hier? Ab und zu kommen mal ein paar Granaten, vormittags und nachmittags ein Flieger, aber sonst ist es hier auch nicht viel anders als daheim auf dem Truppenübungsplatz."

Bei solchen Gefühlsausbrüchen konnten wir uns des Lachens nicht erwehren.

Sein Tatendrang kannte aber keine Grenzen, und bei der ersten Gelegenheit ging er mit auf Patrouille. Das gefiel ihm schon besser, und wer ihn mitnahm, brauchte es auch nicht zu bereuen, denn er benahm sich durchaus wie ein „Alter." Bald sollte er Gelegenheit finden, zu zeigen, ob seine Nerven so stark wie seine Begeisterung sein würden.

Seit zwei Tagen und Nächten schon war von feindlicher Seite kein Schuß gefallen. Daß hier etwas nicht in Ordnung war, brauchte uns niemand erst zu sagen, und der Befehl „Höchste Gefechtsbereitschaft!" kam uns durchaus nicht unerwartet. Die Stunden vor einem Angriffe sind unangenehmer als der Angriff selbst. Man befindet sich in einem Zustande hochgradiger Erregung und Nervenanspannung, der ermattend wirkt.

Wo war Egon? Wir vermuteten, ihn schreckensbleich in irgend einer Ecke zu finden, aber weit gefehlt, er stand seelenruhig an der Schießscharte und beobachtete, höchst interessiert, den Einschlag der Granaten im Vorgelände. Um dessen Nerven braucht uns nicht bange zu sein. Plötzlich ein unterirdisches Rollen, Donnern, Tosen, als wollte sich die Erde bis in die Tiefen öffnen und uns verschlingen. Der Erdboden schaukelt, der Himmel verdunkelt sich, und rauschend und pfeifend, steigt eine gewaltige, schwarze Fontäne vor uns empor. Wir kauern uns zusammen, schmiegen uns fest an die Brustwehr und erwarten unser Ende. Ein Hagel von Erde und Steinen, mit Metallstücken vermischt, prasselt hernieder, minutenlang dauert es, bis das letzte Stück herabgefallen ist. Links von uns ertönen Schmerzensschreie, dann ist es sekundenlang still: Der Feind hatte eine Mine zur Entladung gebracht. Glücklicherweise aber war der Stollen zu kurz geraten und nicht ganz bis unter unsere Stellung gelangt, sonst wären wir ohne Ausnahme in die Luft geflogen.

Wir sind von jeder Verbindung abgeschnitten, auf beiden Seiten sind lange Grabenstücke vollkommen zugeschüttet, von Besatzung nichts zu spüren. Dasselbe scheint mit den nach hinten führenden Laufgräben der Fall zu sein. Merkwürdig ist

**Sonnt.-Erz., 28. März 1917.**

nur, daß unsere Gruppe so gut weggekommen ist, alle sind noch da, einer nur hat durch einen Steinsplitter ein Loch in die Stirn bekommen, es scheint aber nicht gefährlich zu sein. Er bekommt einen Verband, eine Zigarette in den Mund und putzt, als wäre nichts geschehen, an seinem über und über mit Lehm bedeckten Gewehr herum.

Da fragt Egon: „Wo ist das Maschinengewehr? „Verschüttet!" Da winkt er uns. Wir wissen, was er will. In dem todbleichen Knabengesicht steht finstere Entschlossenheit, wir alle wissen, aus dem Jungen ist ein Mann geworden, gewillt, seine Pflicht zu tun, wie wir alle, bis zum äußersten. Kriechend und schwingend, von pfeifenden Geschossen umschwirrt, arbeiten wir uns in der Richtung vor, in der sich das Maschinengewehr befinden mußte. Ein Lehmhaufen, obenauf ein zertrümmertes Schutzschild. Wir arbeiten um unser Leben mit dem kleinen Infanterie-Handspaten; denn das wußten wir: haben wir das Maschinengewehr nicht in Tätigkeit, wenn der Feind zum Sturm vorgeht, dann sind wir glatt erledigt.

Wir graben und graben. Nun sind wir noch sieben Mann, zwei liegen kalt und stumm von Sprengstücken getroffen. Unaufhörlich schlagen ringsum die Granaten ein. Da, endlich. Nun haben wir's. Mit bebenden Händen und brennenden Augen wird das Maschinengewehr auf seine Brauchbarkeit geprüft, alles klappt. Jetzt mögen sie kommen.

Das Artilleriefeuer bricht plötzlich ab; eine dichte blaugraue Welle brandet heran. Tack-Tack-Tack! Wir sie fallen! Lücken klaffen in der Linie, immer loser wird sie. Unermüdlich das erbarmungslose Hämmern. Drüben ein Stocken, Drängen, wie vom Blitze getroffen, werfen sich die Feinde nieder. Dahinter eine neue Welle, die einschwärmen will. Da prasselt es links von uns los, im eigenen Graben, Infanteriefeuer. Wie ist das möglich? Werden die toten Kameraden lebendig? Auf allen Vieren kommt einer herangekrochen:

„Befehl vom Zugführer: Maschinengewehrfeuer etwas nach links verlegen!"

„Wie, der Zugführer lebt?"

„Und nicht zu knapp!"

Uns wird des Rätsels Lösung: Unsere Leute waren in Stärke von über einem halben Zug in einen Minenstollen gekrochen, und dessen Eingang war durch eine schwere Granate verschüttet worden. Ziemlich lange hatten sie gebraucht, bis sie sich glücklich von innen wieder ausgegraben hatten.

Die Tapferkeit der Franzosen in allen Ehren, aber diese Ueberraschung war ihnen doch zu stark. Man denke: langstündiges Trommelfeuer mit beobachtetem stärkstem Erfolge auf den vordersten Graben samt den Verbindungsgräben, keine Minute aussetzendes Sperrfeuer hinter das Grabensystem, und immer noch wohlgezieltes Feuer der Verteidiger: das ging wohl über ihre Begriffe. Sie machten Kehrt und nun gab es kein Halten mehr.

Aber noch sollten wir uns nicht freuen. Der Franzmann mußte den Standort unseres Maschinengewehres entdeckt haben, Schuß auf Schuß „besten" Kalibers rauschte heran. Wieder einer schloß die Augen für immer, zwei waren schwer, einer leicht verwundet. Drei Mann waren wir noch von unserer Gruppe, die gefechtsfähig waren, Egon, der unverwundbare Schwertner und ich, der Glückspilz. Das Feuer wurde langsamer. Ein letzter Schuß kleinen Kalibers, anscheinend als Abschiedsgruß. Die Granate schlägt ein ganzes Stück vor uns ein, ein scharfkantiges Sprengstück schlägt Egons linken Arm mitten durch. Dann ist alles still. Egon läßt sich verbinden, kein Schmerzenslaut kommt von den Lippen des Jungen. Der Graben, die Sprengtrichter füllen sich im ungewissen Dämmerlichte mit Reserven. Schleswig-Holsteiner. Wir werden zurückgezogen.

In einer Zeltbahn nehmen wir Egon mit, um die anderen kümmern sich Kameraden. Ein schwerer Transport für uns, ein hundertmal schwerer für ihn. Auf dem Hauptverbandplatze legen wir ihn behutsam auf Stroh. Beim Lebewohl fragte er leise: „Seid ihr mit mir zufrieden?" und während ich ihm stumm und anerkennend die Rechte drücke, faßt der rauhe Schwertner den Jungen beim Kopf, küßt ihn und ruft: „Den elendsten Tod will ich sterben, wenn ich dich je vergesse, mein lieber Junge!"

Egon ist längst kein Soldat mehr, aber er schreibt noch oft und voller Sehnen an uns. Den Spott über die Jungens aber haben wir uns ganz abgewöhnt, denn: man kann nie wissen, was dahinter steckt!

# Die Welt im elektrischen Ofen.

Eine wissenschaftliche Plauderei von H. Ehrhardt, B.-ingenieur).

Von Kindheit an wurde uns gelehrt, daß unsere Erde früher einmal feurig flüssig gewesen sei, ein ungeheurer, im Weltraume schwebender Glutball. Und es wurde uns weiter gelehrt, daß in allmähliger Abkühlung die glühendflüssige Masse nach dem Mittelpunkt der Erde sank, daß die äußere Kruste erkaltete und daß so nach und nach die grünende Welt und blaue Gewässer entstanden. Ueber das „Wie" blieb man die Antwort schuldig. Die Sache war eben kalt geworden, damit abgetan.

In allerneuester Zeit erst hat uns der elektrische Ofen einigen Aufschluß über diese Dinge gegeben, und mit ein wenig Phantasie und Kombinationstalent können wir uns heute einigermaßen ein Bild der Entstehung der Erdkruste machen. Im elektrischen Ofen nämlich können wir Temperaturen bis zu annähernd 4000 Grad erzeugen, Temperaturen, die einmal auf der Erde herrschten, als sie, selbst noch eine kleine, blauweißleuchtende Sonne, ihre Strahlen in den Weltraum warf.

Der elektrische Ofen zeigt uns zunächst die Wahlverwandtschaften.

Nehmen wir drei Dinge: irgend ein Metall, die Kohle und den Sauerstoff. Bei niedriger Temperatur von etwa hundert bis 200 Grad Wärme ist die Verwandtschaft zwischen dem Sauerstoff und dem Metall am größten. Das Metall wird rosten oder oxidieren, während die Kohle unverändert bleibt. Bei beginnender Rotglut aber steigt die Verwandtschaft zwischen der Kohle und dem Sauerstoff stark an, sie wird viel kräftiger als die Verwandschaft zwischen Metall und Sauerstoff. Während ein rotglühendes Stück Eisen ziemlich unverändert bleibt, brennt rotglühende Kohle schnell weg. Wir benutzen diese Verhältnisse im Hochofen. Bei etwa tausend Grad Wärme bringen wir Eisenerz, d. h. irgend eine Verbindung des Eisens, mit dem Sauerstoff und glühender Kohle zusammen. Dabei ist die Liebe zwischen Kohle und Sauerstoff so brennend, daß die Kohle dem Erz den Sauerstoff entreißt und reines Eisen zurückbleibt, das dann wieder geschmolzen wird. Aber gehen wir weiter und steigern und steigern im elektrischen Ofen die Temperatur über 3000 Grad, so finden wir wieder ganz andere Verhältnisse. Jetzt streben Kohle und Metall zusammen und der Sauerstoff muß verlassen beiseite stehen. Es entsteht eine Metallkohlenverbindung, ein Karbid. So schmelzen wir z. B. im elektrischen Ofen Kohle und Kalk zusammen und erhalten Kalziumkarbid.

Nehmen wir nun an, daß auf der Erde, ebenso wie heute noch auf der Sonne alle Stoffe in feurig flüssigem Zustande durcheinander wogten und daß die Temperatur allmählig sank, dann mußte sich Metall und Kohle zu Karbid verbinden, und die ganze Kruste der Erde mußte aus den Karbiden der verschiedenen Metalle bestehen. Nun ging die Abkühlung immer weiter. Es kam eine Periode, da der übrig gebliebene freie Sauerstoff sich mit dem Wasserstoff zu Wasserdampf verband. Freilich war dabei die Explosionswärme so bedeutend, daß ein großer Teil des frisch gebildeten Wasserdampfes sich sofort wieder zersetzte und enorme Wasserstoffmengn in das feurige Metall geschleudert wurden, wie wir das heute noch auf der Sonnenoberfläche beobachten können. Jahrmillionen mag dieses Toben und Brüllen der glühenden Gase über den Karbidfluten gedauert haben. Dann war die Abkühlung ein gut Stück weiter vorgeschritten, und über einer rotglühenden, festen Karbidkruste lagerten Wasserdampf, Stickstoff und allerlei Kohlenwasserstoffe in schönem Durcheinander.

Nun wissen wir aber durch die Forschungen der Elektrotechniker, daß das glühende Karbid sich diesen Gasen gegenüber sehr lebhaft benimmt. Es saugt sie auf wie ein Schwamm und bildet mit ihnen neue Körper, den Kalkstickstoff, chemisch gesprochen überhaupt Metallzyanide und Metallzianamide. Wir müssen nun also annehmen, daß die oberen Schichten der Karbidkruste sich in diesem Sinne veränderten, während in den größeren Tiefen die Metallkarbiden unverändert blieben.

Nun schritt die Abkühlung weiter fort. Die Temperatur sank unter 100 Grad, und aus der Luft fiel der erste Regen. Zischend trafen seine Tropfen die heiße Erdkruste, und nun trat eine Zersetzung ein. Aber zu oberst lag ja reines Karbid, es lag vielmehr jenes Karbid, das sich mit allerlei Kohlenwasserstoffen vollgesogen hatte und das man als Frankische Masse bezeichnet. Diese Masse aber gibt bei der Berührung mit Wasser einen Stoff, den wir ziemlich richtig als gute Blumenerde betrachten können. Es entstand ein kalk- und kalkhaltiger, durch fein verteilten Kohlenstoff dunkel gefärbter Gartenboden.

So verwandelte sich die obere Erdschicht. Aber das Wasser drang noch tiefer und traf in größerer Tiefe auf reines Karbid. Hier ging die Entwicklung folgendermaßen vor sich. Große Gasmengen drangen zur Oberfläche, wie wir sie in den Gasquellen von Baku, Pennsylvania usw. noch heute beobachten können. In der Tiefe aber blieb der reine Kalkschlamm zurück. Das Karbid, bei solcher Zersetzung erhitzte sich so sehr, daß unter gleichzeitiger Einwirkung von Hitze und Druck sich kristallinischer Kalk, d. h. Marmor usw. bildete. Man hat sich lange Zeit über diese Lagerungen den Kopf zerbrochen. Man nahm an, daß der Kalk ein neptunisches Gestein sei, d. h. daß er ausschließlich aus den Niederschlägen längst vergangener Meere entstanden sei, und wunderte sich, daß in vielen Kalklagerungen keine Spuren organischen Lebens vorkommen, ja daß der kristallinische Kalk ein Mittelding zwischen plutonischem und neptunischen Gestein bildet, d. h. daß man nicht recht sagen kann, ob er aus Feuer oder Wasser entstanden ist. Nach den Aufschlüssen, die uns der elektrische Ofen gibt, entstand er aus dem Karbid unter gleichzeitiger Einwirkung von Hitze und Feuchtigkeit.

Natürlich bildet das Kalziumkarbid nur einen geringen Teil der Erdkruste. Daneben gab es Karbide aller anderen Metalle, das Bariumkarbid, aus dem der Schwerspat entstand, die Karbide der alkalischen Erden usw.

Bis hierher deckt sich diese Theorie durchaus mit dem praktischen Befund, und wir können die wirkliche Gestaltung unserer Erdoberfläche zwanglos erklären.

Wir können beispielsweise auch die Petroleumquellen, zum Teil wenigstens, auf besondere Karbide zurückführen, die bei der Berührung mit Wasser, nicht mehr gasförmige Kohlenwasserstoffe, sondern flüssige, nämlich Petroleum ergaben. Wir können aber die Theorie noch weiter verfolgen und uns in größere Tiefen wagen. Soweit das Wasser nach unten drang, wurde das Karbid zersetzt. Wo aber das Wasser sein Ende findet, wo es infolge der Erdwärme nur noch in dampfförmigem Zustande existieren kann, da muß auch die Zersetzung aufgehört haben, da müssen noch ungeheure Karbidlager liegen.

Auf Grund dessen können wir ein Zukunftsbild entrollen. Wir können an eine ferne Zeit denken, wo das letzte Stückchen Kohle verbrannt wurde und die Menschheit bereits seit tausenden von Jahren allein mit der weißen Kohle, dem Kraftwasser, wirtschaftet und die Sonnenenergie direkt fängt. Und wir können uns vorstellen, wie diese Kraftquellen für die vermehrte Bevölkerung nicht mehr ausreichen und wie man mit den Mitteln einer verbesserten Technik in die Tiefe dringt und von dorther die unendlichen Mengen Karbide zur Oberflächenschaft, die nun von neuem Wärme und Kraft geben. So kühn solch ein Zukunftsbild ist, so real sind doch die Tatsachen, aus denen es abgeleitet wurde. Gewiß ist unsere Kenntnis des Erdinnern noch außerordentlich mangelhaft. Verhält sich doch unser allertiefster Schacht ungefähr wie ein leichter Nadelstich von einem Millimeter Tiefe zum Körper eines Riesenelefanten, und kein vernünftiger Mensch wird behaupten, daß man an Hand solchen Stiches die Anatomie des Elefantenkörpers studieren kann. Aber mit ein wenig Kombination und Beobachtung können wir desto mehr aus den Erzeugnissen des elektrischen Ofens herauslesen und uns auf indirektem Wege ein Bild von der Entwicklung unserer alten Mutter Erde machen. Wenn wir uns dabei vor einseitigen Verallgemeinerungen hüten, wenn wir berücksichtigen, daß im elektrischen Ofen außer den Karbiden auch noch allerlei andere Dinge und Schlacken verschmolzen werden können, eben alles das, was wir heute als plutonisches Gestein ansprechen, so erscheint die hier entwickelte Karbidtheorie geeignet, viele Vorgänge zu erklären und besonders die Bildung fruchtbaren Bodens zu erläutern. Auch auf die Entstehung der Steinkohle könnte man diese Theorie noch ausdehnen, doch das ist ein Kapitel für sich.

---

— Ein Zeitkind. — Else (die zum Geburtstag eine Puppenstube gekriegt hat, verächtlich): „Eine schöne Puppenstube; da ist ja nicht mal ein Rauchtisch drin."

— Rechtfertigung. — „Der Schimmel, den Sie mir verkauft haben, hinkt! Und Sie erklärten mir doch ausdrücklich, er laufe wie 'n Automobil?"

„Nun, lieber Herr, wissen Sie nicht, daß jeder Vergleich hinkt?"

— Boshaft. — „Du, dein Schleier ist aber wirklich hübsch. Solche Schleier sollten alle Damen tragen, die rote Nasen haben."

— Abgeführt. — Geck: „Ja, ja, in meiner Familie ist der Esprit zu Hause."

Frau: „Schade, daß Sie nicht 'mal 'n bißchen zu uns mitbringen!"

— Ertröstet sich. — Komponist (als die dreiaktige Operette, zu welcher er viel entlehnt hat, aufgeführt wird und bisher noch nicht gepfiffen wurde): „Gut geht's, .... bisher haben sie mich noch nicht erwischt!"